

# Colin Crouch Postdemokratie

Aus dem Englischen von  
Nikolaus Gramm

»Postdemokratie«: Dieser Begriff des Politikwissenschaftlers Colin Crouch wurde nach dem Erscheinen der Originalausgabe seines Buches zum Kristallisationspunkt der Debatte um Politikverdrossenheit, Sozialabbau und Privatisierung. Crouch hat dabei ein politisches System im Auge, dessen demokratische Institutionen zwar weiterhin formal existieren, das von Bürgern und Politikern aber nicht länger mit Leben gefüllt wird. Der polemische Essay, der in Italien und Großbritannien bereits als Klassiker der Gegenwartsdiagnose gilt, liegt nun endlich auch in deutscher Übersetzung vor.

Colin Crouch lehrt Governance and Public Management an der University of Warwick.

Suhrkamp

## 1. Was heißt »Postdemokratie«?

Die Demokratie befindet sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts in einer höchst paradoxen Situation. So könnte man sagen, sie sei – weltgeschichtlich betrachtet – an einem Höhepunkt angelangt. In den letzten 25 Jahren übernahmen Spanien und Portugal, dann – im Zuge einer äußerst dramatischen Transformation – große Teile des früheren Sowjetimperiums, Südafrika, Südkorea sowie eine Reihe weiterer Staaten im Fernen Osten, schließlich einige Länder Lateinamerikas zumindest ihr entscheidendes formales Merkmal: (halbwegs) freie und faire Wahlen. Mehr Nationalstaaten als jemals zuvor praktizieren heute demokratische Verfahren. Nach den Ergebnissen einer Studie Philippe Schmitters zur globalen Demokratie ist die Anzahl der Länder, in denen einigermaßen freie Wahlen abgehalten werden, von 147 im Jahr 1988 (am Vorabend des Zusammenbruchs des Ostblocks) auf 164 im Jahr 1995 und auf 191 im Jahr 1999 gestiegen (Schmitter, private Mitteilung, Oktober 2002; vgl. auch Schmitter/Brouwer 1999). Legt man eine etwas strengere Definition umfassender und freier Wahlen zugrunde, sind die Ergebnisse etwas weniger eindeutig: Einem realen Rückgang von 65 auf 43 in den Jahren 1988 bis 1995 steht ein Anstieg auf 88 im Jahr 1999 gegenüber.

Wenn man heute allerdings auf die gewachsenen Demokratien Westeuropas, Japans, der Vereinigten Staaten und anderer Teile der industrialisierten Welt differenziertere Indikatoren für die Gesundheit des politischen Systems anwendet, will kein großer Optimismus mehr aufkommen. Ein Blick auf die amerikanischen Präsidentschaftswahlen im Jahr 2000 genügt, schließlich liegen inzwischen beinahe unwiderlegbare Beweise dafür vor, daß die Ergebnisse in Florida schwerwiegend manipuliert wurden; und das Resultat in diesem Staat war entscheidend für den Sieg von George W. Bush, dessen Bruder John Ellis – oder

kurz: Jeb – in diesem Bundesstaat das Gouverneursamt innehat. Abgesehen von einigen Afroamerikanern, die gegen diese Vorgänge demonstrierten, hielt sich die Entrüstung über die Verfälschung des demokratischen Verfahrens allerdings in Grenzen. Offensichtlich kam es den meisten Menschen vor allem darauf an, überhaupt zu irgendeinem Ergebnis zu kommen, um das Vertrauen der Aktienmärkte wiederherzustellen; dies war wichtiger, als zu ermitteln, wie die Mehrheit der Amerikaner denn nun entschieden hatte.

Man kann diese Anekdote mit den Ergebnissen systematischer Studien untermauern: In einem Bericht aus dem Jahr 2000 kommt die Trilaterale Kommission – ein elitärer Zirkel hochrangiger Persönlichkeiten aus Westeuropa, Japan und den USA – zu dem Ergebnis, daß es mit der Demokratie in diesen Ländern nicht gerade zum Besten steht (Pharr/Putnam 2000). Die Autoren beschrieben das Problem in erster Linie als einen Verfall der Handlungsfähigkeit der Politiker, da ihre Legitimation zunehmend in Zweifel gezogen werde. Aus dieser eher auf die politischen Eliten bezogenen Perspektive erkannten die Verfasser der Studie nicht, daß es auch für die Öffentlichkeit ein Problem darstellen könnte, Politiker zu haben, denen man nicht mehr wirklich vertraut; doch davon einmal abgesehen, sind die Schlußfolgerungen allemal beunruhigend. Natürlich kann man, und Pharr, Putnam und Dalton (2000) hoben das auch hervor, die wachsende öffentliche Unzufriedenheit gegenüber der Politik und den Politikern als einen Beweis für die Gesundheit der Demokratie deuten: Politisch reife und anspruchsvolle Bürger erwarten von ihren Führern mehr als die devoteren Untertanen früherer Generationen. Ich werde auf diesen wichtigen Einwand zurückkommen.

Die Demokratie kann nur dann gedeihen, wenn die Masse der normalen Bürger wirklich die Gelegenheit hat, sich durch Diskussionen und im Rahmen unabhängiger Organisationen aktiv an der Gestaltung des öffentlichen Lebens zu beteiligen –

und wenn sie diese Gelegenheiten auch aktiv nutzt. Dieses Ideal basiert auf anspruchsvollen Vorannahmen: Es setzt voraus, daß sich eine sehr große Zahl von Menschen lebhaft an ernsthaften politischen Debatten und an der Gestaltung der politischen Agenda beteiligt und nicht allein passiv auf Meinungsumfragen antwortet; daß diese Menschen ein gewisses Maß an politischem Sachverstand mitbringen und sie sich mit den daraus folgenden politischen Ereignissen und Problemen beschäftigen.

Vielleicht wird dieses idealtypische Modell niemals vollständig verwirklicht werden, doch wie alle utopischen Ideale gibt es uns zumindest einen wichtigen Maßstab an die Hand. Auch in unserem Kontext ist es äußerst wichtig und hilfreich, die Frage zu stellen, wie unser Handeln sich zu einem bestimmten Ideal verhält, denn nur dadurch haben wir die Möglichkeit, in Zukunft *besser* zu handeln. Es ist ganz entscheidend, daß wir so auch an das Thema Demokratie herangehen; diese Methode ist der wesentlich verbreiteteren, bei der die Kriterien des Ideals so weit heruntergeschraubt werden, bis wir sie ohne größere Anstrengungen erreichen können, eindeutig überlegen. Geht man den anderen, einfacheren Weg, drohen Selbstzufriedenheit und Selbstgefälligkeit, und wir laufen Gefahr, blind zu werden für die Probleme, die unsere Demokratien heute bedrohen.

Man fühlt sich hier an die Beiträge US-amerikanischer Politikwissenschaftler aus den fünfziger und frühen sechziger Jahren erinnert, die lieber ihre Definition der Demokratie an die politische Realität der USA und Großbritanniens anpaßten, als einzusehen, daß mit den politischen Ordnungen dieser Länder irgend etwas nicht in Ordnung sein könnte (vgl. etwa Almond/Verba 1963). Dieses Vorgehen entsprach eher der Ideologie des kalten Kriegs als den methodischen Standards wissenschaftlicher Analysen. Allerdings gehen in der Gegenwart viele Autoren ganz ähnlich vor. Demokratie wird – wiederum unter dem Einfluß der USA – zunehmend als *liberale* Demokratie definiert: eine historisch kontingente Form, kein normativ wün-

schenswerter Zustand (vgl. dazu die kritischen Darstellungen bei Dahl 1989 und Schmitter 2002). Bei diesem Konzept der Demokratie stehen folgende Aspekte im Vordergrund: die Wahlbeteiligung als wichtigster Modus der Partizipation der Massen, große Spielräume für Lobbyisten – wobei darunter vor allem die Lobbys der Wirtschaft verstanden werden – und eine Form der Politik, die auf Interventionen in die kapitalistische Ökonomie möglichst weitgehend verzichtet. Für die wirkliche, umfassende Beteiligung der Bürger und die Rolle von Organisationen außerhalb des Wirtschaftssektors interessieren sich die Befürworter dieses Modells allenfalls am Rande.

Die relativ niedrigen Anforderungen, die im Rahmen des liberalen Demokratieverständnisses an das Funktionieren des politischen Systems gestellt werden, führen zu einer Zufriedenheit, die uns blind machen kann für ein neuartiges Phänomen, das ich als »Postdemokratie« bezeichnen möchte. Der Begriff bezeichnet ein Gemeinwesen, in dem zwar nach wie vor Wahlen abgehalten werden, Wahlen, die sogar dazu führen, daß Regierungen ihren Abschied nehmen müssen, in dem allerdings konkurrierende Teams professioneller PR-Experten die öffentliche Debatte während der Wahlkämpfe so stark kontrollieren, daß sie zu einem reinen Spektakel verkommt, bei dem man nur über eine Reihe von Problemen diskutiert, die die Experten zuvor ausgewählt haben. Die Mehrheit der Bürger spielt dabei eine passive, schweigende, ja sogar apathische Rolle, sie reagieren nur auf die Signale, die man ihnen gibt. Im Schatten dieser politischen Inszenierung wird die reale Politik hinter verschlossenen Türen gemacht: von gewählten Regierungen und Eliten, die vor allem die Interessen der Wirtschaft vertreten. Genau wie das maximalistische Ideal ist auch dieses Modell eine Übertreibung. Man kann in der gegenwärtigen politischen Landschaft allerdings so viele seiner Elemente ausmachen, daß es sich lohnt zu untersuchen, wo wir heute auf dem Kontinuum zwischen den Polen stehen und in welche Richtung sich die

Politik entwickelt. Ich bin davon überzeugt, daß wir uns dem postdemokratischen Pol immer mehr annähern.

Falls diese Beobachtung zutrifft, werden jene Faktoren, die ich im folgenden als Ursachen dieser Veränderung diskutieren werde, uns möglicherweise auch dabei helfen, etwas zu erklären, das für Sozialdemokraten und alle anderen Menschen, die an das Ideal der politischen Gleichheit glauben, von großem Interesse ist; für sie ist dieses Buch in erster Linie gedacht. In einer Postdemokratie, in der immer mehr Macht an die Lobbyisten der Wirtschaft übergeht, stehen die Chancen schlecht für egalitäre politische Projekte zur Umverteilung von Wohlstand und Macht sowie die Eindämmung des Einflusses mächtiger Interessengruppen.

Mir ist aber ein weiterer Punkt wichtig: Wenn sich die Politik tatsächlich in Richtung der Postdemokratie bewegt, dann könnte die Linke Zeuge einer grundlegenden Veränderung werden, im Zuge derer viele Errungenschaften des 20. Jahrhunderts rückgängig gemacht werden könnten. In diesem Jahrhundert haben Linke auf der ganzen Welt – zum Teil friedlich und Schritt für Schritt, zum Teil aber auch im Angesicht von Gewalt und Repression – dafür gekämpft, den normalen Menschen auf der politischen Bühne Gehör zu verschaffen. Werden diese Stimmen nun wieder aus der öffentlichen Arena verdrängt, da die ökonomischen Eliten ihre Einflußmöglichkeiten weiterhin nutzen, während diejenigen des *demos* geschwächt werden? Das hieße nicht, daß wir wieder dort stünden, wo wir am Anfang des 20. Jahrhunderts angefangen haben; auch wenn wir uns in diese Richtung bewegen mögen, befinden wir uns schließlich an einem ganz anderen Punkt der historischen Entwicklung und wir tragen die Erbschaft der jüngsten Vergangenheit mit uns herum. Ein geeignetes Bild für die Geschichte der Demokratie scheint mir vielmehr die geometrische Form der Parabel zu sein: Skizziert man eine Parabel in einem Koordinatensystem, in dem die x-Achse den Zeitverlauf darstellt, so wird

der Stift diese Achse zweimal berühren: einmal auf dem Weg hin zum Scheitel, ein zweites Mal auf dem Weg vom Scheitelpunkt weg. Dieses Bild ist für vieles, was ich über die komplexen Charakteristika der Postdemokratie zu sagen habe, relevant.

Ich habe bereits an anderen Stellen über die »Parabel des politischen Einflusses der Arbeiterklasse« geschrieben und mich dort zumeist auf die Erfahrungen der englischen Arbeiterbewegung konzentriert (Crouch 1999b). Ich hatte dabei die Karriere dieser Klasse im 20. Jahrhundert vor Augen: die Karriere einer zunächst schwachen, ausgegrenzten Bewegung, der sich jedoch immer mehr Menschen anschlossen, die immer stärker wurde, bis sie endlich laut und deutlich an die Türen der politischen Arena pochte; dann die kurze Zeit im Zentrum der Macht, das Zeitalter des Wohlfahrtsstaates, der keynesianistischen Nachfragepolitik und der institutionalisierten industriellen Beziehungen zwischen Gewerkschaften und Arbeitgebern; und schließlich ihr Niedergang, der zunehmende Zerfall ihrer Organisationen und ihre Marginalisierung in einer Zeit, in der sie zusammen mit den Errungenschaften der Jahrhundertmitte über Bord geworfen wird. Am deutlichsten kann man diese parabelförmige Entwicklung in Großbritannien verfolgen, außerdem vielleicht auch in Australien: In beiden Ländern nahm der politische Einfluß der Arbeiterklasse stetig und in fast allen Bereichen des politischen Lebens zu; danach erlebte sie einen besonders steilen Absturz. In anderen Ländern – vor allem den skandinavischen –, die ebenfalls einen stetigen, breit verankerten Aufstieg erlebt hatten, war der Niedergang sanfter. Die Errungenschaften der nordamerikanischen Arbeiter fallen im Vergleich zwar viel bescheidener aus, der Abstieg ist nun allerdings noch viel dramatischer. Mit einigen Ausnahmen (z.B. in den Niederlanden und der Schweiz) war die erste Phase der historischen Entwicklung in den meisten Ländern Westeuropas und in Japan wechselhafter und stärker von gewalttätigen Epi-

soden gekennzeichnet. Die Länder Mittel- und Osteuropas haben eine ganz andere Geschichte durchlaufen, die geprägt ist von der verzerrten und korrumpierten Form, die den Organisationen der Arbeiterbewegung dort nach dem Sieg des Kommunismus aufgenötigt wurde.

Der Niedergang der traditionellen Klasse der (Industrie-)Arbeiter ist jedoch nur ein Aspekt (wenngleich ein sehr wichtiger) der parabelförmigen Lebenskurve der Demokratie. Die beiden Phänomene, die Krise des egalitären, an politischer und ökonomischer Gleichheit ausgerichteten Projekts und der Substanzverlust der Demokratie, sind nicht notwendigerweise ein und dasselbe. Aus der Perspektive der Egalitaristen könnte man behaupten, daß es nicht darauf ankommt, ob eine Regierung die demokratischen Verfahren manipuliert, solange sie den Reichtum und die Macht in der Gesellschaft gleichmäßiger verteilt. Konservative Demokraten werden darauf hinweisen, daß ein höheres Niveau in öffentlichen Diskussionen nicht unbedingt zu einer gerechteren Politik führen muß. Doch an einer Reihe ganz entscheidender Punkte berühren sich diese Probleme, und es sind gerade diese Punkte, auf die ich mich in diesem Buch konzentrieren möchte. Dabei kommt es mir vor allem auf eine These an: Während die demokratischen Institutionen formal weiterhin vollkommen intakt sind (und heute sogar in vielerlei Hinsicht weiter ausgebaut werden), entwickeln sich politische Verfahren und die Regierungen zunehmend in eine Richtung zurück, die typisch war für vordemokratische Zeiten: Der Einfluß privilegierter Eliten nimmt zu, in der Folge ist das egalitäre Projekt zunehmend mit der eigenen Ohnmacht konfrontiert. Eine Implikation dieser These ist es, daß es zu kurz greift, wenn man die Krise der Demokratie allein auf die Massenmedien und die wachsende Bedeutung von PR-Profis und *spin doctors* zurückführt. Damit vernachlässigt man einige tiefer greifende Prozesse, die sich in der Gegenwart vollziehen.